

(Nachdruck verboten.)

23]

## Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Kessler weckte Steinert aus seinen Grübeleien.

„Vorüber denken Sie jetzt nach?“ fragte er ihn.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er niedergeschlagen, „wie es weitergehen soll. Alle meine letzten Versuche, Geld aufzutreiben, sind gescheitert. Wie ich am nächsten Samstag die Erdarbeiter ablöhnen soll, kann ich nicht sagen. Und ebenso, woher wir die Steine für den Bau kriegen . . . Sind wir genötigt, die Arbeit einzustellen, so macht das nach außen hin den übelsten Eindruck, und die Möglichkeit, Kredit zu erlangen, wird immer geringer.“

Kessler verlor bei dieser Jeremiade nicht einen Augenblick seine Fassung.

„Sie werden schon Geld aufreiben,“ entgegnete er ganz ruhig. „Darüber mache ich mir nicht die geringste Sorge. Und die Steine werden wir einfach pumpen. Das kann doch jetzt keine Schwierigkeiten machen, wo der Bau in Angriff genommen ist, und alle Welt sieht, daß es Ernst wird.“

„Es macht viel größere Schwierigkeiten, als Sie ahnen, Herr Baumeister. Steine sind ein Artikel, der nur gegen Kassa geliefert wird. Alles, glaube ich, kriegen wir geborgt, wenn erst einmal der Bau emporsteigt — die Steine aber . . .“

„Steinert, schenken Sie sich den Schluß. Sie werden's machen — ich bin überzeugt davon.“

Steinert lächelte melancholisch. Kesslers naiver Glaube an ihn als Pumpgenie fing an, ihm Kopfschmerzen zu bereiten. Der Baumeister kümmerte sich um die Geldangelegenheiten überhaupt nicht. „Ich baue — und Sie schaffen das Geld herbei — so ist es doch zwischen uns abgemacht,“ war seine ewige Antwort auf alle Einwände Steinerts.

„Gewiß! Gewiß!“ erwiderte er zaghaft, „ich bestreite ja auch nicht, daß das zwischen uns vereinbart ist, aber was soll man tun, wenn die Geldgeber, die vom Theater nichts verstehen, zu der Sache kein Vertrauen haben — mit einem Worte — für uns unzugänglich sind?“

„Sie müssen so lange suchen, bis Sie den rechten Mann finden!“

Steinert fixierte Kessler.

„Machen Sie sich über mich lustig?“

„Ich spreche im vollsten Ernst!“

„Nun, dann erkläre ich Ihnen, daß ich mir die Sohlen abgelaufen und mir den Mund wundgeredet habe — und alles ohne Erfolg — daß ich jeden Tag mindestens ein Dutzend Briefe schreibe, in denen ich um Konferenzen bitte. Die allerwenigsten reagieren überhaupt — und wenn sich einer dazu herabläßt, so antwortet er gewöhnlich, daß er momentan mit anderen Geschäften zu sehr engagiert ist.“

„Das sind ja nette Aussichten! Da können wir also einpacken?“

„Das habe ich nicht gesagt! Und das mag Gott verhüten!“

„Lassen Sie den lieben Gott beiseite!“ entgegnete Kessler unwirsch. „Erst schildern Sie einem die Dinge so rosig als möglich, und jetzt auf einmal türmt sich Schwierigkeit auf Schwierigkeit, so daß Sie nicht aus noch ein wissen. Ich muß einen freien Kopf haben, wenn ich bauen soll! Ich kann mir nicht jeden Tag über diese verdammten Geldangelegenheiten den Schädel — — Darum habe ich mich ja gerade mit Ihnen, Verehrtester, verbündet!“

„Gewiß kann ich Geld aufreiben — — aber fragen Sie mir nicht nach den Bedingungen! Man möchte sich doch nicht bevornern lassen!“

„Sicherlich nicht!“ erwiderte Kessler. „Aber wenn einem das Messer an der Kehle sitzt, darf man nicht lange faulen. Die Hauptsache ist: der Bau darf unter keinen Umständen unterbrochen werden. Nehmen Sie das Geld, woher Sie es kriegen! — Wieviel können Sie kriegen?“

„Es sind hunderttausend Mark, die mir angeboten sind . . . es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es vielleicht schon morgen zweihunderttausend sind!“

„So greifen Sie mit beiden Händen zu! . . . Zaudern Sie nicht lange! . . . Zeit verloren, heißt in diesem Falle alles verloren!“

„Der Mann verlangt Wucherzinsen!“

„Geben Sie sie ihm!“

„Er macht es noch von einer anderen Bedingung abhängig!“

„So reden Sie doch endlich zu Ende! Man wird ja ganz nervös bei diesen ewigen Andeutungen! Wie heißt die Kanaille?“

„Der Mann heißt Frenzel, in Firma Frenzel und Maschke!“

„Und um was für eine Forderung handelt es sich?“

„Er verlangt, daß Sie ihm ein Haus ablaufen!“

„Ich?“ — Kessler lachte laut auf. „Der Mensch ist verrückt!“

„Sie irren . . . das ist ein verteuftelt schlauer Einfall. Von dem Gelde, das er Ihnen leiht, zahlen Sie dreißigtausend Mark als Anzahlung. Das Haus steht in einer verlorenen Gegend, und der Kaufpreis steht in keinem Verhältnis zu dem Werte des Objekts!“

„Mit anderen Worten ist das Halsabschneiderei!“

„Selbstverständlich! . . . Glauben Sie denn, daß diese Art von Menschen mir nichts, dir nichts zu Gelde kommen? . . . Alles hat im Leben seinen Grund!“

„Sie sehen keine Möglichkeit, auf eine andere Weise Geld zu beschaffen?“

„Momentan nicht!“

„Gut, so kaufen Sie in Gottes Namen für mich das Haus!“

„Einen Vorteil bringt ja die Geschichte entschieden,“ nahm Steinert nach einer längeren Pause das Wort wieder auf.

„Sie verlieren zwar unzweifelhaft bei dem Geschäft eine Masse Geld . . . Sie müssen jedes Quartal ungeheure Zinsen zahlen . . . aber andererseits bin ich dafür in der Lage, von Ihnen als Hauseigentümer zu reden und Sie als einen kapitalkräftigen Mann hinzustellen.“

Kessler ging auf diese Auseinandersetzung nicht ein.

„Vor allen Dingen werden Steine gekauft, damit wir endlich beginnen können.“

„Von dem Gelde aber nicht. Das brauchen wir unbedingt für die Arbeitslöhne und laufenden Ausgaben. Und jetzt kommen Sie . . . wir müssen uns einen Wagen nehmen, wenn wir das Rendezvous rechtzeitig innehalten wollen.“

„Was für ein Rendezvous denn . . . ich weiß ja von nichts.“

„Ich habe zu Herrn Frenzel gesagt, daß wir uns zwischen zwölf und eins in seinem Bureau einfinden werden; und jetzt ist es bereits halb eins.“

„Demnach haben Sie bereits alles abgemacht?“

„Keineswegs — ich habe im Gegenteil erklärt, daß es mir sehr zweifelhaft erscheint, ob Sie auf diese Vorschläge eingehen würden. Ich bitte Sie auch, äußerst zurückhaltend zu sein. Denn merkt dieser Salunkle, daß wir auf ihn angewiesen sind, so schnürt er die Krawatte noch fester.“

„Das muß ja ein liebliches Exemplar sein!“

„Einer der gefährlichsten Kunden auf Gottes Erde!“

„Hören Sie mal, Herr Steinert, mich dürstet nicht nach der Bekanntschaft. Machen Sie das Geschäft mit dem Manne allein! Sie wissen ja auch besser, wie man diese Sorte nehmen muß!“

„Wenn ich allein komme, sehe ich keinen Groschen. Der Mann besteht darauf, mit Ihnen persönlich zu unterhandeln.“

Kessler senkte tief auf. Sein Gesicht zog sich in Falten. Sie stiegen in einen Taximeter und sprachen während der Fahrt kein Wort . . .

### Achtzehntes Kapitel.

Die Firma Frenzel und Maschke handelte mit Getreide und hatte ihr Comptoir am Salzuser.

„Getreidefirma?“ sagte Kessler und sah mit einem sonderbaren Blick Steinert an. Seine Miene drückte Uebelleit aus. Steinert zuckte nur schweigend mit den Achseln.

„Ich möchte am liebsten jetzt noch umkehren,“ meinte Kessler.

Steinert knöpfte sich den Rock zu.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Baumeister, daß ich mit keiner Silbe zurede. Wenn Sie Bedenken haben, kehren wir jetzt noch um. Ich mache nicht das mindeste Geßl daraus, daß ich Frenzel für einen Gewaltmenschen halte, der zu allem fähig ist. Nur im Falle der äußersten Notlage darf man sich mit solch einem dunklen Ehrenmann einlassen.“

Reßler machte eine Bewegung zum Gehen.  
„Dann wollen wir es doch lieber sein lassen. Das hieße ja mit offenen Augen in sein Verderben rennen.“

Ganz vorsichtig lenkte Steinert ein:  
„Vielleicht sehen wir die Dinge zu schwarz. Ich meine, man muß den Mann mit äußerster Vorsicht behandeln. Zugrunde richten kann uns diese Anleihe auf keinen Fall, die Sache läuft nur darauf hinaus, daß Frenzel und Maschke, wenn es hoch kommt, bei dem Geschäft fünfzigtausend Mark mehr verdienen, als wenn wir die Summe unter normalen Verhältnissen aufnehmen würden. Aber andererseits brauchen wir doch ihr Geld.“

„Sind wir denn absolut auf diesen Menschen angewiesen?“

„Ja! Ich habe nirgends einen anderen gefunden.“  
Sie waren bei diesem kurzen Gespräch auf und niedergegangen und standen jetzt auf der Brücke, die über das Salz- ufer führte.

Reßler drückte auf einmal heftig Steinerts Arm.  
„Sehen Sie nur! . . . Sehen Sie nur!“ sagte er erregt und deutete auf das Ufer, das ganz mit Ziegelsteinen besät schien. Seine Augen brannten. „Wenn man die Steine hätte!“ sagte er mit gedämpfter Stimme und blickte begehrlieh auf die großen Schlepper, aus denen immer neue Massen an das Ufer getragen wurden. Aus den Schornsteinen der Kähne, die hier dicht nebeneinander lagen, stieg ein dicker Qualm empor. Zu dem einen Kahn, auf dem Kartoffeln feilgeboten wurden, drängte ein Schwarm von Arbeiterfrauen. Auf anderen Kähnen lagen Fuhren von Holz, die ebenfalls ausgeladen wurden. Auf dem Wasser schwammen bunte Wildenten, und im Hintergrund stieg langsam ein großer Ballon in die Höhe, der in dem weiplichen, trüben Lichte dieses Tages mystisch und gespensterhaft wirkte. So oft ein Wagen über die Brücke fuhr, spürte Reßler, wie sie unter seinen Füßen vibrierte.

„Sehen Sie,“ sagte er langsam, „jeder Mensch gleicht doch so einem Ballon. Alle suchen wir emporzukommen, und wenn wir eine bestimmte, unbeträchtliche Höhe erreicht haben, fallen wir rapid.“

Steinert antwortete unverständlich, aber Reßler achtete nicht auf seine Worte. Er sah immer nur auf diese Massen von Ziegelsteinen, die ihn geheimnisvoll lockten und auf seine Phantasie wie Märchenschätze einwirkten.

Aus den umliegenden Fabriken tönten langgezogene Pfliffe. Es war ein Uhr und die Mittagsstunde vorüber. Ganze Arbeiterbataillone tauchten plötzlich auf, als wären sie aus dem Erdboden emporgestiegen.

Reßler sah und hörte von all dem nichts.  
Steinert nahm ihn leise beim Arm.  
„Wollen wir nicht gehen?“ sagte er; „ich glaube, die Leute warten auf uns.“

Reßler fuhr zusammen.  
„Kommen Sie,“ entgegnete er halbblaut.  
Sie kehrten um und legten ziemlich rasch die kleine Straße bis zum Bureau von Frenzel und Maschke zurück.

Hinter einem Gitter saßen zwei Comptoiristen, die angestrengt in ihren Büchern schrieben. Der eine war so kurz-sichtig, daß sein ganzes Gesicht auf dem Papier lag.

„Ist Herr Frenzel da?“ fragte Steinert.  
„Ja!“ erwiderte der Kurzsichtige. „In welcher Angelegenheit kommen Sie?“

„Melden Sie Baumeister Reßler und Herrn Steinert.“  
Er sprang von seinem Drehschemel auf.  
„Nehmen Sie einstweilen Platz,“ sagte er, „ich werde Sie melden, aber Sie werden wohl ein Weilchen warten müssen. Der Chef hat augenblicklich eine Konferenz.“

Er verschwand bei diesen Worten hinter einer Tür.  
Steinert setzte sich, während Reßler ein paarmal auf und nieder ging.

Der Comptoirist erschien nach ein paar Sekunden wieder auf der Bildfläche.

„Herr Frenzel bittet die Herren, näherzutreten!“

(Fortsetzung folgt.)

## Eispalast.

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Ihr alle, mein' ich, habt gehört von jenem seltnen Eispalast!  
Auf der gefrorenen Rewaflut aufstarrte der gefrorne Glasi!  
Dem Willen eines Kaiserin, der Laune dienend einer Frau,  
Scholl' über Scholle stand er da, gediegen Eis der ganze Bau!  
Um seine blanken Fensterreih'n, um seine Giebel pfliff es kalt:  
Doch innen hat ihn Frühlingssweh'n und hat ihn Blumenhauch durchwallt!

Allüberall, wohin man schritt, Musik und Girandolenglanz,  
Und durch der Säle bunte Flucht bewegte wirbelnd sich der Tanz!  
Also, bis in den März hinein war seine Herrlichkeit zu schau'n;  
Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Rewa Blöde tau'n!

Gut, wie beim ersten Sturm aus Süd der ganze schimmernde Koloß  
Hohl in sich selbst zusammenfiel und hauptsächlich in die Fluten schöß!

Die Fluten aber jauchzten auf! Ja, die der Frost in Bande schlug,  
Die gestern eine Hofburg noch und eines Hofes Insim trug,  
Die es noch gestern schweigend litt, daß man ihr aufhub Pomp und Staat,

Daß eine üpp'ge Kaiserin hoffärtig sie mit Füßen trat: —  
Dieselbe Rewa jauchzt empor! Abwärts mit brausendem Erguß,  
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk schob sich und drängte sich der Fluß!

Die letzten Spuren seiner Schmach malmt' er und knirscht' er kurz und klein —  
Und strömte groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

2.

Die ihr der Völker heil'ge Flut abdämmet von der Freiheit Meer: —  
Ausmündend bald, der Rewa gleich, braust sie und jubelt sie einher!  
Den Winterfrost der Tyranei stolz vom Genide schüttelt sie  
Und schlingt hinab, den lang sie trug, den Eispalast der Despotie!

Noch schwebt ihr in dem Blühenden, und tut in eurem Dünkel, traum!  
Als käme nun und nie der Lenz, als würd' es nun und nimmer tau'n!  
Doch mächtig steigt die Sonne schon, und weich erhebt sich schon ein Weh'n;

Die Decke tropft, der Boden schwimmt — O, schlüßfrig und gefährlich Geh'n!

Ihr aber wollt verschlungen sein! Dastehet ihr und kapituliert  
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von neuem nicht gefriert!  
Umsonst, ihr Herren! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,

Und hat das Eis einmal gekracht, so glaubt mir!  
Daß es bald auch bricht!

Dann aber heißt es wiederum: — Abwärts mit brausendem Erguß,  
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk drängt sich und macht sich Bahn der Fluß!

Die letzten Spuren seiner Schmach malmt er und knirscht er kurz und klein —

Und stutet groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein! —

(Nachdruck verboten.)

## familie Stockfisch.

Wenn der Reisende auf dem Dampfschiff hoch oben an der Westküste Norwegens aus dem Atlantischen Ocean in den Vestfjord einfährt, steht er eine langgestreckte zackige Bergkette aus dem tiefblauen Meer auftauchend. Ewiger Schnee bedeckt die Gipfel, nur spärliches Grün schimmert auf den braunen und lilafarbenen Felsen, an deren Fuß sich die weißschäumende Welle bricht, und riesige Gletscher senken ihre starren Wände zwischen röllichen und grauem Gabbrogestein auf moosbewachsenen moorigen Untergrund. Die Berge haben fast alle alpine Formen und Spitzen von Kraterähnlicher Bildung. Es ist wie eine ins Meer gesenkte Tatra, mit einem Gewirr von Höhen, Tiefen und Sunden, Holmen, Schären, Fischplätzen und Fischerhäfen. Scharen von Möwen erfüllen die Luft mit durchdringendem Getöse, Eidergänse nisten an den Felsabhängen und Nummen schwimmen, mit den Füßen rudelnd, zu Tausenden auf der bewegten Flut. . . . Die Lofoten, die Heimat des Stockfischs!

Zwar ist er auch anderswo zu finden, vornehmlich an der Küste von Finnmarken und in Island, wie bei Labrador und Neufundland, aber in so großen Massen und so dicht gedrängt trifft man ihn doch kaum anderswo wie hier. Daher sind die Lofoten denn auch seit dem frühen Mittelalter für den Fischfang von höchster Bedeutung gewesen und Norwegen war in ökonomischer Hinsicht sogar direkt auf den Dorsfischfang angewiesen.

„Dorsch?“ wird der Leser hier wahrscheinlich erstaunt fragen. „Ist der Stockfisch denn nicht ein Kabeljau?“

Allerdings ist er das, aber der Dorsch ist auch ein Kabeljau und zwar ein junger. In älteren Zeiten meinte man freilich, es wäre

eine besondere Fischart, dann hielt man ihn für eine Spielart des Kabeljau, während die Naturforscher jetzt fast durchgängig der Ansicht sind, daß man in ihm eine Jugendform des letztgenannten Fisches zu sehen hat.

Der Kabeljau — *Gadus morrhua* — gehört zur Gattung der Schellfische (Gadidae), einer Familie der Weichschlosser, die sich durch einen langgestreckten Körper mit kleinen Schuppen, einen Bartfaden am Kinn, eine bis drei Rückenfloßen, an die Kehle gerückten Bauchfloßen und durch eine große Schwimmblase auszeichnen. Während der echte oder gemeine Schellfisch höchstens bis 90 Zentimeter lang und nur ausnahmsweise über ein Kilogramm schwer wird, erreicht der Kabeljau eine Länge von 1½ Meter und ein Gewicht bis 40 und 50 Kilogramm. Seine Färbung ist nicht immer die gleiche, zum mindesten ist sie je nachdem so viel heller und dunkler, daß der ganze Fisch dadurch ein anderes Ansehen gewinnt. Meist erscheint der Kabeljau auf dem Rücken und an den Seiten olivengrün und braun schattiert, mit vielen kleinen dunklen Flecken und an der Unterseite völlig silberweiß. Der Dorsch sieht dagegen mehr graugelb aus, auch ist der Oberkörper länger als der Unterkörper und die Schwanzfloße abgestutzt; ferner unterscheidet er sich vom Kabeljau dadurch, daß seine Seitenlinie etwas krumm verläuft. Im großen und ganzen sieht der Dorsch jedoch ziemlich so aus wie ein verkleinerter Kabeljau, was ja auch nur natürlich ist; nur dürfte der letztere hübscher und farbiger sein.

Im der Nordsee tritt der Kabeljau außerordentlich gegen den Schellfisch zurück, dagegen bevölkert er in seiner Jugendform als Dorsch die Ostsee. Am liebsten hält der Kabeljau sich in den Tiefen der Meere auf — das Atlantische Meer bewohnt er vom 40. Grad an und das Eismeer bis zum 70. Grad nördlicher Breite —, zur Fortpflanzung aber geht er auf verhältnismäßig flachliegende Bänke, wie im Westfjord. An der östlichen Seite des Ozeans laicht er im Februar und an der westlichen im Mai und Juni. Der Kabeljau — norwegisch *Skrei* genannt — zeichnet sich durch seine gerabete fahel-hafte Gefrägigkeit aus; es erscheint fast unglaublich, welche Mengen von anderen Fischen, Krebsen und Muscheln, die seine Nahrung bilden, ein einziges dieser Tiere zu sich nimmt. Nur der unerlöschlichen Fruchtbarkeit des Meeres ist es zu danken, daß er seine heimischen Gewässer nicht entvölkert. Vielleicht gibt es keinen Fisch, der sich so leicht fangen läßt; seine Dummheit ist sprichwörtlich, und die Fischer brauchen nur die Handschnur mit dem „Pill“ — ein verzinnter Fisch mit zwei Haken — in einen sogenannten „Dorschberg“ auszuwerfen, um ihn sofort zum Anbeißen zu veranlassen. Derartige Dorschberge, in denen die Tiere nach Zehntausenden zählen, finden sich besonders häufig an der kleinen zu den Lofoten gehörenden Insel Röst. Es ist dies einer der einsamsten Plätze der Welt, an dem sich aber während der großen Winterfeste, die von Mitte Januar bis Mitte April stattfindet, alljährlich ungefähr 1000 fremde Fischer zusammenfinden.

Stodfische heißen die Fische eigentlich erst, wenn sie getrocknet sind, weil sie an Gestalt dann tatsächlich Stöcken gleichen. Merk-würdigste ist der Name Kabeljau aber bereits durch Umstellung der Buchstaben aus dem portugiesischen „bacalhão“, von „baculo“ — Stod — abgeleiteten Wort, entstanden. Den zuerst eingesalzenen und dann getrockneten Kabeljau, bezw. Dorsch, nennt man „Skipp-fisch“ und den bloß eingesalzenen „Laberdan“. Diese letztere Be-nennung soll angeblich von „Aberdeen“ abgeleitet sein, das früher ein Haupthandelsplatz für isländische Kabeljaus war. Aus den Lebern der Tiere macht man Lebertran, während wiederum die Köpfe zu Guano verarbeitet werden. Man röstet sie zu diesem Zwecke über Feuer und zermalmte sie dann zu Pulver. Auf einsamen Inseln kocht man auch die Köpfe nebst Seetang, um sie dann als Futter für das Vieh zu verwenden. Wo Menschen wohnen, darf diese Prozedur wegen des damit verbundenen fürchterlichen Geruches nicht vor-genommen werden.

Bedauerlich ist es, daß bei uns der Stodfisch als Nahrungsmittel in so geringem Ansehen steht, denn sein Preis ist so billig, daß er für weniger bemittelte Familien eine unschätzbare Bereicherung des Küchenrepertoires darstellt. Allerdings versehen die meisten Hausfrauen ihn auch nicht richtig zu bereiten, anderenfalls würde man finden, daß er doch ausgezeichnet schmeckt. Schon bei den Vor-bereitungen zum Kochen wird viel versehen. Das beste Verfahren ist folgendes: zuerst legt man die Stöcke ungefähr fünf Minuten ins Wasser, klopft sie tüchtig mit einem Hammer und wässert sie dann 24 Stunden in weichem Wasser, dem etwas Pottasche zugesetzt ist. Darauf werden sie noch drei bis vier Tage in reines Wasser gelegt. Noch besser dürfte es in den meisten Fällen sein, wenn man sie dazwischen einige Stunden in gut durchgeseihter Buchenholzlauge ein-weißt. Nach dem Wässern befreit man das Fleisch von Haut und Gräten, zerschneidet es und wirft es in einen Kessel mit kaltem Wasser, den man in die Nähe des Feuers stellt, wo der Fisch zwei Stunden ziehen muß, aber nicht heiß werden darf. Erst unmittelbar vor dem Anrichten läßt man das Gericht ganz rasch einmal aufkochen. Alsdann entfernt man den Schaum, läßt die Fische über einem Sieb abtropfen, salzt sie leicht und gibt sie mit Butter oder einer Sauce.

Zimmerhin ist dies die einfachste Vereitung der Stodfische. Nach-dem sie fertig gekocht sind, lassen sich wahrhaft köstliche Speisen aus ihnen herstellen. So dürfte z. B. Stodfischpudding auf norwegische Art selbst der Zunge eines Gourmands zusagen. Hierfür rührt man 250 Gramm Butter zu Sahne, gibt 8 Gelbeier, eine tüchtige Prise Muskatnuz, eine Prise Pfeffer, das nötige Salz, eine fein gewiegte, in Butter gar gedämpfte Zwiebel, 200 Gramm Weizenbrot, 1½ Kilo-

gramm gekochten und gehackten Stodfisch und zuletzt den Schnee der Eier dazu. Dann schüttet man die Masse in eine gut gebutterte Form und kocht den Pudding 1½ Stunden im Bain Marie, worauf man ihn mit Sardellen- oder Béchamelsauce reichet. Mindestens ebenso gut schmeckt Stodfisch mit grünen Erbsen. Man legt eine Büchse Erbsen aufs Feuer, legiert sie mit einer recht fetten Ein-brenne, salzt, wirft ein Stückchen Zucker hinein und läßt die ge-kochten Stodfischstücke in diesem Gemüse heiß werden. Dann kräftigt man es mit etwas Maggi-Würze, schwenkt es noch mit einem Stück frischer Butter und trägt es sofort auf. Auf den Lofoten verwendet man zu dieser Speise auch Spargel aus Büchsen, nur wird in diesem Falle die Einbrenne mit dicker saurer Sahne verköcht. Im übrigen ist die Vereitung die gleiche. Will man einfachen Stodfischsalat herstellen, so läßt man den gekochten Stodfisch erkalten, worauf man ihn fein zerpfückt und mit einer aus Essig, Öl und einigen Tropfen Soya oder Maggi-Würze oder einem Löffel konservierter Meerrettig-sauce gerührten Brühe übergießt. Remouladenauce eignet sich weniger dazu, zum mindesten müßte sie dann tüchtig mit Cayenne-pfeffer oder englischem Senf gewürzt sein. Soll der Stodfisch ge-braten werden, so kocht man ihn nicht, sondern taucht ihn nur mehr-mals hintereinander in siedendes Wasser und brät ihn dann, am besten auf dem Rost. Auch Pfannfisch läßt sich aus Stodfisch be-reiten.

Im hohen Norden Norwegens sind auch die Rogentotelettes sehr beliebt. Der Dorschrogen wird in Büchsen konserviert gekocht und dann in Scheiben geschnitten, gebraten. Es ist jedoch, wenigstens meinem Geschmack nach, ein fürchterliches Gericht, aber andere habe ich es mit Vergnügen essen sehen, trotzdem wir es im Hotel Svobauer jeden zweiten Tag zum Abend vorgekehrt erhielten.

M. RosjaL

## Kleines feuilleton.

— Kunststücke chinesischer Vorkühe. In der „kölnischen Volks-zeitung“ erzählt ein katholischer Missionar: Die Chinesen sind schlechte Leute. Leider nur zu oft bedienen sie sich ihrer Geschicklich-keit dazu, die Leute zu betrügen. Vor allem die Küchenkünstler sind wahre Meister im Betrügen. In kleineren Städten sind die Küchen-künstler auch Geflügelhändler. Denn ein eigentlicher Geflügelhändler würde nicht genügend Absatz finden. Im Herbst gibt es nun in Mittel-China viel einheimische Fasanen, Wildenten und wilde Gänse. Die Jagd hier in China ist frei: es kann jagen wer will und dazu Gehalt hat. Nur in einzelnen, besonders wildreichen Gegenden ließen die Landbewohner keine fremden Jäger zu. Denn in inländischen, d. h. im Bezirke selbst ansässige Jäger bezahlen einige Dollar, und dann helfen ihnen die Bauern fremde Eindringlinge vertreiben. Die chinesischen Jäger schießen trotz alten, nach europäischer Ansicht unbrauchbaren Flinten viel Wild. Und dieses verkaufen sie dann an ihren bestimmten Gastwirt. Ein kleiner Gastwirt läuft täglich nun etwa fünf, höchstens zehn Stücke Wild. Mehr braucht er nicht. Kommen die Jäger zum Gastwirts, so wird ein aufmerksamer Beobachter sehen, daß sich unter den Fasanen und Wildenten auch Krähen, Raben, verschiedenartige unschmackhafte Raubbögel befinden. Wozu diese? Die mag ja kein Mensch. Ja, das ist eben die Hexerei des chinesischen Kochkünstlers. Für eine Krähe, einen Raben zahlt er wenig, oft gar nichts, aber er wird sie als echte Fasanen zurichten. Aber wie ist das möglich, da ja solches Getier ganz anderes Gefieder hat als ein Fasane oder eine Wildente! Der chinesische Küchenmeister klebt eben die Federn auch der Fasane, auch der Wildenten auf anderes ähnliches Getier, und Tölpel werden dadurch in der Tat beim Kauf getäuscht. In den meisten Fällen sind die Köpfe und Füße echt, d. h. Fasanenköpfe, Fasanenfüße, welche der Meister gar künstlich an den falschen Stücken anbringt. Sieht der Gastwirt indessen einen ganz dummen Bauer kommen, dem verkauft er nicht einmal einen echten Fasanenkopf. Wichtige Leute lassen sich indes nicht so leicht bet-rügen. Vergangenes Jahr schickte ich einen meiner Leute, um auf einem wildreichen Markt an zehn Fasanen für die Reise zu kaufen. „Gib acht, bring mir keine Krähen. Ziehe tüchtig an den Weinen und am Kopfe, um zu sehen, ob Kopf und Füße echt sind.“ Als er zurückkam, war er ganz aufgebracht gegen die Kaufleute jenes Fleckens. „Die Leute dieses Fleckens haben ein schwarzes Herz (= kein Gewissen), sie haben ihr Herz auf dem Rücken, sind un-verkämte Betrüger, sie haben keine Eltern gehabt, es sind Wilde,“ sagte mein Diener. „Was bist Du doch so böse?“ fragte ich ihn. „Was es gibt? Diese Hallunken hatten an meiner Aussprache be-merkt, daß ich nicht von hier sei und somit wollten sie mich gar zu un-verschämt betrügen. Alle Fasanen und Wildenten, welche sie mir zuvörderst verkaufen wollten, waren unecht. Ich habe dem Manne aber gezeigt, daß ich kein Kind und kein Tölpel bin. . . .“ Kaufft man Fasanen und Wildenten oder auch sonstiges echtes Geflügel, so wünscht man nur ein gutes Stück Essen ohne äußeren Apparat, so verkauft man einfach dem Gastwirts die Füße, den Kopf, den schönsten Fasanenschweif usw. Dann hat man das echte Stück um 20 bis 35 Pf. billiger. Der Gastwirt verwertet diese Stücke in obiger Art. Ein Fasane kostet hier im Winter 150 bis 200 Capfen oder Pfennige. In Schanghai natürlich mehr. Bei gekochten Stücken ist der Betrug noch leichter. Kopf und Füße sind alsdann fast immer echt. Da das ganze mit einer öligen, dicken Sauce gegossen wird, so erkennt man den Betrug nicht so leicht, bevor die Zähne hineingebissen haben.

Kauft nun jemand einen solchen falschen Fasan und er bemerkt den Betrug, was dann? Der Gastwirt kann vielleicht zur Strafe gezogen, polizeilich belangt werden? Durchaus nicht. Wir sind hier im klassischen Lande der Diebe und Räuber. Polizei kennt man hier zu Lande nicht. Und die etwaigen Soldaten, welche Europäer manchmal die „Polizei des Mandarin“ benamen, sind ärger als die Diebe. Letztere haben noch ein wenig Anstand, diese scheren sie höchstens. Soldaten und Beamte, diese ziehen ihnen das Fell vom Rücken. Somit bleibt nichts übrig, als sich still zu ärgern und den Entschluß zu fassen, ein andermal klüger zu sein. Oben besagte Fasane der falschen Sorte dienen noch als Paradestücke. Zum Beispiel es ist eine Hochzeit. Nach chinesischer Art sitzen immer je acht und je acht Gäste an einem viereckigen Tische, dem sog. Acht Geister-Tische, denn ein jeder Gast ist ein himmlischer Besuch. Auf jedem Tische müssen sich ein oder zwei Paradestücke finden. Einen echten Fasane oder Kapaunen zu kaufen, wäre zu teuer. Somit hilft ein falscher Kapaun oder falscher Fasan gar trefflich aus. Ja, man serviert auch Paradestücke aus Holz, so eine tüchtige Schweinekeule. Auf das Holz lebt man eine echte Schwarte, man begiebt das ganze mit jener obigen öligen, dicken Sauce, und die Keule sieht ganz appetitlich aus. Noch ein anderer Brauch: Gegen Ende jeden Vierteljahres suchen die Beamten der Mandarinen Trinkgelder zu erpressen bei den angesehenen Familien. Das machen sie nun so: Sie bringen eine echte Visitenkarte vom Mandarin. Dazu eine Liste mit kostbaren Geschenken. Eine Sänfte mit den kostbaren Geschenken folgt nach und wird in den Empfangssaal getragen: Schinken, Braten, Fasane usw., dem Chinesen gar liebe Kostbarkeiten. Die Hallunken von Bedienten haben dem Mandarin mehrere Visitenkarten entwendet, die Sänfte für das Tragen der Geschenke geliehen und dann haben sie bei einem Garbuchenmeister einige Paradestücke geliehen. Man kauft sich von den Kerlen aber doch lieber um einige Pfennige los: „Hier sind 400 oder 500 Käs für die Leute,“ ruft man ein wenig laut, auf daß die Hallunken es hören; „mit Karten und Geschenken nur eiligt fort, ich mag nichts sehen.“ Das ist doch gewiß höflich: alle Welt ist befriedigt. —

### Kunst.

sch. Bei Schulte geht's diesmal recht laut her. Es brüllt und blökt von den Wänden. Die Agrarier kommen! Und solch ein Kunstsalon achtet auch nicht nur auf Kunst. Er muß wissen, was der Tag an Ereignissen bringt. Er spekuliert damit. — Flugel stellt Schulte eine Kollektion Zügel aus. Zügel malt nämlich nur Kühe, Schafe, Schweine, Pferde — alles ein dem Landwirt wohlvertrauter Umgang. Der eine oder der andere wird vielleicht diesen „renommierten“ und „wohlgelittenen“ Kunstsalon aufsuchen. Der eine oder der andere greift vielleicht in seinen Beutel! Nimmt ein Tier in Del mit nach Hause. Vielleicht auch regt ihn das an, sich selbst malen zu lassen. Zu diesem Zwecke empfiehlt sich hier ein Porträtmaler glättesten Sorte als Maler von Grafen, Leutnants und anderen hohen Tieren.

Um ernsthaft zu reden — Flugel kam etwas, und es ist schade, daß er so als Zuglück benutzt wird. Sein Name ist bekannt, eine ganze Schule geht von ihm aus. Er haftet nicht am Gegenständlichen. Er malt seine Tiere nicht so öde und glatt, er stellt sie ins Freie, und Licht und Luft spielt um sie. Auf den Fellen der Schafe spielt das Sonnenlicht. Es glüht auf den breiten Rücken der gestreckten Rinder, die im Bache baden oder auf dem Ufer stehen. Es glüht auf heissem Strande am Meer. Durch das Laub glitzert die Sonne, und Schweine liegen schlend im morastigen Waldboden, ein Durcheinander leuchtender Flecken. Gerade diese Schweinebilder zeigen Flugel malerisch am temperamentalvollsten. Dann bricht die Dämmerung herein über die weite, rote Haide. Die Herde zieht heim, eine schwere Masse von grauen Farben, die sich über den rotblühenden Boden wälzt, hinter ihr erscheint in dunkler, unklarer Silhouette der Schäfer.

Sein Objekt, das Tier, ist Zügel nur Mittel zu malerischer Darstellung. Das Tierhafte läßt er auf sich beruhen. Er gibt es nur so weit, als er „richtig“ bleiben will. Das ist zugleich seine Grenze. Seine Kunst hat etwas Nechnerisches, Schematisches. Sie ist kalt. Sie läßt an ein Rezept denken. Man freut sich über die immer gelungene, nie mißglückte Verteilung der farbigen Massen. So ein großes Bild mit der ganzen Herde auf der Haide hat wirklich Raum und Vertiefung, wenn auch der Hintergrund oft ein wenig leer behandelt ist, und die Farbe ein wenig schwer bleibt. Es ist etwas Vollendetes darin. Aber diese Freude hat nichts Hinreichendes. Und diese Vollendung scheint berechnet. Es mag zum Teil daher kommen, daß Zügel schon zu viel Schüler hat, die seine Art kritisch übernehmen. Und das Merkwürdige ist, daß diese Art lehrbar ist, sie ist in den Grundzügen ohne Rest übertragbar. Zügel ist gleichweit von dem charakterlosen Durchschnitt entfernt wie von dem überragenden künstlerischen Einzelgenie. Er ist ein Talent, das nur das will, was er leisten kann und in ehrlicher Arbeit fand, wo dieses Gebiet liegt. Dies Gebiet baute er ruhig und fortschreitend aus. Darum ist ihm eine Kollektivausstellung nicht günstig. Sie läßt seine Monotonie hervortreten. Hier und da, zwischen anderen Bildern verstreut, auf großen Ausstellungen freut man sich mehr über die Frühe. Als neues Moment macht sich namentlich in den großen Bildern ein Zug zu einer monumentalen, ersten Einfachheit der Massenverteilung bemerkbar. Als eigentümlich

Charakteristischer Zug fiel mir noch auf, was übrigens zu dem vorher Gesagten stimmt: trotzdem nun von allen Seiten auf einen ein-gebrüllt und eingeblökt wird und man sich in einem Stalle zu befinden und den Duft des kostbarsten Stoffes des Landes zu riechen meint, denkt man doch gar nicht daran: hier bist du auf dem Lande, in der großen Freiheit der Natur! Auch aus dem Landschaftlichen ist ebenso wie aus dem Tierischen nicht das Suggestive, Befreiende herausgeholt, die große Naturstimmung, wie sie Segantini und Millet zum Beispiel haben. Es sieht alles nach Schule, Rezept oder Berechnung aus.

Dies sei nur angedeutet, um zur Charakteristik zu dienen.

Abgesehen davon ist Zügel ein guter, solider Maler mit achtungsgebietenden, technischen Eigenschaften. Er führt jedoch nicht zur Natur, sondern er bleibt innerhalb der Grenzen einer beschränkten Kultur. Das liegt auch daran, daß er sich die Fortschritte der modernen Lichtmalerei nicht so zu eigen macht. Er ist zu schwer in seinen Tönen. Damit haftet seinen Bildern im Grunde etwas Mächtigendes an, das allerdings dem geschlossenen, bildartig abgeschlossenen Eindruck zu gute kommt. —

### Meteorologisches.

— „Willy-Willy“. Im „Scott. Geogr. Mag.“ 1904 beschreibt N. M. Macdonald den gefährlichen und sehr häufigen australischen Tornado, den „Willy-Willy“. Steine, Baumstämme und alle möglichen Gegenstände, sagt Macdonald, werden vom Zentrum des Wirbelwindes gefaßt und in die Luft geworfen, während er mit furchtbarer Schnelligkeit dahinrast. Nimmt er großen Umfang an, so pflügt er das Land zu verwüsten und jede Ansiedlung hinwegzufegen, die auf seinem Wege liegt. Er hat sehr viel Ähnlichkeit mit einer sich fortbewegenden Wasserhose und wird wahrscheinlich wie diese durch entgegengesetzte Luftströmungen hervorgerufen. Die Gewalt des „Willy-Willy“ läßt sich nicht berechnen; an einer Stelle, über die der Sturm hinweggegangen war, fand Macdonald Bäume von zwei Fuß Dicke, die wenige Fuß über den Wurzeln abgerissen waren. Sein Herannahen kündigt sich durch ein eigentümliches Geräusch an, das man kilometerweit hört, und wenn sich jemand in seinem Zuge befindet, ist das einzige Rettungsmittel der bekannte Notbehelf, sich flach auf die Erde zu legen. Manche von den durch den Sturm mitgeführten Gegenständen sind recht sonderbarer Art, und die wunderbaren Berichte einiger Reisenden mögen darauf zurückzuführen sein, besonders die Erzählungen von Fischen und kleinen Tieren, die vom Himmel „geregnet“ seien. Macdonald selbst fand einmal nach dem Vorüberfliegen eines „Willy-Willy“ in dem Wasserloch, an dem er lagerte, einen schönen Silberbrassen von 15–20 Zentimeter Länge, der dorthin nur durch einen solchen Tornado gebracht sein konnte. („Globe.“)

### Humoristisches.

— Die Vokleberne. „Guern reizenden Dackel habt Ihr wohl nicht mehr, Moosbäuerin?“ „Naa — mein' Alten seine leberne Hof'n is' vom Nagel 'runter auf ihn g'fall'n und hat 'n derschlag'n.“ —

— Aus dem Tagebuche einer jungen Frau. „Ach, wie sich die Zeiten ändern! In den ersten Wochen haben wir abends gar keine Lampe gebrannt, später dann eine gemeinschaftliche und jetzt zwei.“ —

— Vergleich, Korpulente Dame: „Da habt Ihr 'mal ein fettes Schweinchen. Das Tier wiegt wohl schwer?“ Bauer: „No, ds zwoa werd's net viel auseinand'a sei' im G'wicht!“ —

(„Regendorfer Blätter.“)

### Notizen.

— Wedekind hat sein neues Drama „Sidalla“ vom Lessing-Theater zurückgezogen. Das Stück wird die Uraufführung im Münchener Schauspielhaus erleben. —

— „Der Kaiserjäger“, vieraktige Komödie von Hans Ostwald und Oskar Brenner, geht Mitte Februar im Berliner Theater zum erstenmal in Szene. —

— Erfolg bei der Uraufführung im Leipziger Stadt-Theater hatte die neue Komödie von Richard Fassé „Homöopathie“. —

— Im Verlage der Kunsthandlung E. Arnold in Dresden wird demnächst ein umfassendes Verzeichnis der Radierungen des schwedischen Malers und Radierers Anders Zorn unter genauer Angabe der Entstehungszeit, des Inhalts, der Größe, der Techniken und Zustände sämtlicher Platten erscheinen. —

— In Münster ist der Universitätsprofessor Hermann Landois, der bekannte Zoologe und plattdeutsche Dichter, im 70. Lebensjahre gestorben. Weit verbreitet ist sein dreibändiges Werk „Wesfalens Tierleben“. Er war auch der Gründer des Zoologischen Gartens in Münster. —